

IM LANDE DES EWIGEN FEUERS

ÖL UND BLUT IM ORIENT - AUTOBIOGRAFISCHE BERICHTE VON ESSAD BEY

IN DEM VORLIEGENDEN AUFSATZ HANDELT ES SICH UM EINEN AUSSCHNITT AUS DEM AUTOBIOGRAFISCHEN ROMAN VON ESSAD BEY (ALIAS LEW NUSSIMBAUM, 1905-1942), DAS ZUERST IM JAHRE 1929 MIT DEM TITEL „ÖL UND BLUT IM ORIENT“ ERSCHIENEN IST. DAS BUCH WAR EIN BESTSELLER IN DEUTSCHLAND UND DEN USA. DARIN ERZÄHLT DER DEUTSCH-ASERBAIDSCHANISCHE SCHRIFTSTELLER JÜDISCHER ABSTAMMUNG MIT BEGEISTERUNG UND HUMOR VON SEINER KINDHEIT IN DER SCHON DAMALS MULTINATIONALEN STADT BAKU SOWIE VON SEINER FLUCHT VOR DEN KOMMUNISTEN 1917, DIE IHN ZUERST QUER DURCH ZENTRALASIEN, DEN IRAN UND ZURÜCK IN SEINE HEIMATSTADT BAKU FÜHRTE. ABER DIE FLUCHT VOR DER BOLSCHEWISTISCHEN GEFAHR BEGANN VON NEUEM: DURCH GEORGIEN, ÜBER DAS SCHWARZE MEER NACH ISTANBUL UND WEITER NACH WESTEUROPA. DIE LANGE FLUCHT FÜHRTE IHN SCHLIESSLICH NACH BERLIN 1920, WO ER SEINE ZWEITE HEIMAT FAND. IM FOLGENDEN WERDEN ESSAD BEYS KINDHEITSERINNERUNGEN AN DIE VORREVOLUTIONÄRE ÖLSTADT BAKU MIT EINIGEN KÜRZUNGEN WIEDERGEGEBEN. SEINE WEITEREN ERLEBNISBERICHTE ÜBER DESSEN HEIMATLAND ASERBAIDSCHAN FOLGEN IN DEN KOMMENDEN AUSGABEN VON IRS-ERBE. DIE AUSZÜGE ENTSTAMMEN DER NEUAUFLAGE DES ERSTEN ROMANS VON ESSAD BEY, VERÖFFENTLICHT IM GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG LEIPZIG (1997, SEITEN 9-27).





Meine Vorgeschichte

Vor vierzig Jahren war Baku eine Wüstenstadt, in mancher Hinsicht ist sie es auch heute geblieben. Damals gab es aber noch keine einzige Straße, die einigermaßen europäisch gewesen wäre. Kein einziger Baum schützte die Einwohner vor der brennenden Hitze. Die ganze Stadt bestand nur aus Lehmhütten und einigen barbarischen Palästen, die auf dem Wüstensand gebaut und mit einer einzigen Mauer umgeben waren. Die dicken Wände der Paläste gewährten nur schwachen Schutz gegen die Sonne. Es gab kein Wasser in der Stadt, keine plätschernden Fontänen, die sonst jedes Haus im Orient besitzt. Das Wasser musste in Säcken aus der Ferne gebracht werden und reichte kaum zum Trinken und Waschen. Wenn die Hitze unerträglich wurde, verließen die vornehmen Leute ihre Häuser und gingen zum Meeresufer, wo man sich einbilden konnte, es sei kühler.

Heute sind am Ufer Gartenanlagen gebaut, mit Theatern, Kaffeehäusern, Badeanstalten, Promenaden und Sportklubs, damals gab es nichts dergleichen. Das Ufer war öde, steinig und ungeschützt, breit an-

geschwemmt bedeckten es Ölschmutz und Abraum der Stadt. Es roch nach Verwesung und Salz. Nur ein einziges Gebäude stand an diesem Ufer, ein stattliches Gefängnis, in dem unzählige Gefangene der Sonne, dem Verwesungsgeruch und der Gefängniswache überantwortet waren. Vor diesem Gefängnis am Ufer spazierten nun die vornehmen Leute, die Ölfrüsten, die Beys und die Khans, die hinter seinen dicken Mauern Schutz gegen die Sonne suchten. Sie hatten es damals noch nicht gelernt, mit ihrem Geld sie waren durchschnittlich die reichsten Ölmagnaten der Welt Gärten und Wasserquellen aus der Erde entstehen zu lassen. Eines Tages promenierte vor diesem Gefängnis ein jüngerer Herr, mit einer orientalischen Schafsmütze auf dem Kopf und einen Rosenkranz aus Bernstein in der Hand, ohne den kein Mensch in Baku auskommen kann. [...] Der Sommernachmittag war sehr heiß. Der Herr versuchte, den Schatten möglichst dicht am Gebäude zu genießen. Die vergitterten Fenster der Gefängniszellen waren leer, den Gefangenen war es verboten, tagsüber am Fenster zu stehen, da ihr Anblick den hohen Herren, die vor dem Gefängnis spazierten, unangenehm



hm sein könnte. An diesem Tage wagte sich ganz unten im Erdgeschoß ein neugieriger Kopf ans vergitterte Fenster. Der Kopf gehörte einem jungen Mädchen, das neugierig durch Gitter auf den sich ergehenden Herren blickte. Der Herr bemerkte sie aber nicht, er sah auf das Meer und war augenscheinlich in Gedanken versunken. Hinter ihm schritten zwei bewaffnete, wild aussehende Kerle, die ihn und seine Umgebung keinen Augenblick aus den Augen ließen. Es war Leibwache, die jeder Ölbesitzer in Baku wenn er auf sein Leben etwas Wert legen musste. Einer der Männer erblickte das Mädchen und machte ein besorgtes Gesicht.

Allah wusste, was das Mädchen vorhatte! Vielleicht ein Attentat auf den Herrn, vielleicht aber auch nicht. Es ist schwer, in der Leibwache zu dienen. Man muss denken, überlegen! Das kann doch nur der Herr. Endlich entschied er sich, näherte sich dem Herrn, räusperte und trug seine Sorge vor.

Eine Gefangene blickte, trotz des Verbots, schon eine

ganze Weile auf den Herrn. Wollte der Herr sich so etwas gefallen lassen?

Der junge Herr wandte sich um, sah das Mädchen und lächelte. Ein ganz junges Mädchen mit dunklen Augen. Warum sollte sie etwas Böses vorhaben? Er näherte sich dem vergitterten Fenster, sah sich das Mädchen genauer an und fragte auf aserbajdschanisch: «Weshalb hat man dich eingesperrt?»

Das Mädchen schwieg, offenbar verstand sie die Sprache nicht. „Wie lange sitzt du hier?“ fragte der Herr jetzt auf russisch. „Drei Monate“, antwortete das Mädchen und lächelte traurig.

„Und wie lange musst du noch sitzen?“

Das Mädchen kam nicht zur Antwort. Ein Offizier von der Wache näherte sich der Zelle, zog den Revolver aus der Tasche und brüllte: „Zurück oder ich schieße!“ Der Kopf verschwand. Der Offizier grüßte den Herrn und sprach: „Es tut mir leid, dass eine Gefangene Sie mit dummen Bitten belästigt hat. Man kann nicht streng genug mit den Leuten umgehen.“

Der junge Herr nickte verständnisvoll und fragte, welche Nummer die Zelle des Mädchens habe. Dann grüßte er nochmals, setzte aber seinen Spaziergang nicht mehr fort, sondern kehrte um und durchschritt, von seiner Leibwache begleitet, das breite Gefängnistor. Dort fragte er nach dem Gefängnisverwalter. Als dieser erschien, erkundigte er sich bei ihm, weswegen die Gefangene in der Zelle soundso im Gefängnis sitze.

„Sie ist eine gefährliche Verbrecherin“, antwortete der Verwalter. „Das Gefängnis ist eine viel zu geringe Strafe für sie.“ „Was hat sie denn verbrochen?“

„Sie ist Mitglied der bolschewistischen Partei Russlands, kam nach Baku im Auftrag der Partei, um Unruhen unter der ehrlichen und pflichtbewussten Arbeiterschaft zu stiften. Sie wollte einen Streik organisieren, wurde aber in ihren verbrecherischen Absichten entlarvt und dank der Tüchtigkeit der Polizei verhaftet.“

Der junge Herr wusste nichts von der bolschewistischen Partei Russlands, auf seinen Ölfeldern hatte es noch nie einen Streik gegeben. Er konnte sich auch nicht vorstellen, dass so etwas überhaupt möglich sei. „Hören Sie“, sagte er zum Gefängnisaufseher, „ich habe nichts dagegen, wenn Sie das Mädchen laufenlassen.“ Der Mann lächelte. Nein, das ging nicht, beim besten

Willen nicht. Eine Diebin oder so etwas gern, aber eine politische Gefangene konnte nicht freigelassen werden.

Das Gesicht des jungen Herrn verfinsterte sich, er steckte den Bernsteinrosenkranz in die Tasche und zog seinen Geldbeutel heraus. „Hören Sie“, sagte er, „wenn Sie das Mädchen nicht heraus lassen, so hole ich sie mir selbst. Meine Wache ist zahlreicher als Ihre Gefängnisratten.“

Der Beamte dachte nach, schließlich hatte ja der Herr recht, was sollte er mit seinen Leuten gegen die wilde Bande eines Ölmagnaten anfangen. Seine Instruktion befahl ausdrücklich, mit den Öl- und Landherren auf gutem Fuß zu stehen. Außerdem war ja noch der Geldbeutel da.

Immerhin fragte er der Form halber: „Was, zum Teufel, brauchen sie eine russische Staatsverbrecherin?“

Der Gefragte runzelte die Stirn, überlegte eine Weile und sagte dann mit ruhiger Selbstverständlichkeit: „Zum Heiraten!“

Das Mädchen wurde freigelassen, zog nach der Stadt in ein kleines Haus, in der Nähe des großen, in dem ihr Befreier lebte. Er wohnte nicht allein in dem großen Hause, dort waren noch Frauen und Kinder, Sklaven und Eunuchen, Diener und Klienten, alles was zu einem orientalischen Haus gehört. Jetzt mussten die Frauen und Kinder fort.

Das russische Mädchen sollte allein im Hause herrschen. Rechtsanwälte mit langen Bärten und listigen Augen wurden bestellt, schrieben Protokolle und Urkunden. Die Frauen und Kinder zogen weg auf das Land, in die Dörfer, die ihnen der junge Mann schenkte. Das Mädchen aus der Gefängniszelle zog in das große Haus, wo am selben Tage die Hochzeit begangen wurde.

Überflüssig zu sagen, dass der junge Herr mein Vater und das Mädchen meine Mutter waren.

Die Ölfelder

Die Öltürme, die zu Hunderten sich neben Baku erheben, sind ein phantastisches, ein unvergessliches Bild. Ihre hölzernen, von Öl durchtränkten Wände erst in der letzten Zeit werden Türme aus Alabaster gebaut bedeckten die tiefen Bohrungen, aus denen Tag und Nacht unaufhörlich das Öl geschürft wird. Die Türme dürfen nicht ruhen, ebenso wenig wie die Arbeiter, die



neben den Türmen darben. Auch die Erde ringsherum ist ölig, schwarz und feuergefährlich, ganz wie das Kaspische Meer, dort, wo es unmittelbar an das Ölland grenzt. Wenn man dort ein brennendes Streichholz in das Meer wirft, so beginnt das Meer zu brennen, zehn bis fünfzehn Minuten lang, eine Sehenswürdigkeit, die jedem Ausländer vorgeführt wird, denn nirgends in der Welt außer Baku kann man ein brennendes Meer sehen.

Für die Einwohner Baku ist dieses Meer besonders im Sommer eine Plage, man kann in ihm nicht baden, das heißt, man kann baden, aber man verlässt das Wasser wie ein [Dunkelhäutiger], der ganze Körper ist mit einer dünnen Ölschicht bedeckt. Man muss nach dem Meeresbad sofort ein einfaches Bad in filtriertem Wasser nehmen, wozu auch am Ufer entsprechende Einrichtungen vorhanden sind.

Die Öltürme am Kaspisee bilden einen Staat für sich,



der besonderen Gesetzen unterstellt ist und eine besondere Auffassung von Gerechtigkeit hat. Die Gesetze der Ölfelder sind ungeschrieben, werden aber mehr geachtet als die geschriebenen Gesetze des Staates. Der oberste Herr der Türme ist der Ingenieur, der Macht über Leben und Tod seiner Untergebenen hat. Nur wenige können Ingenieur auf den Ölfeldern werden, dazu muss man geboren sein. Keine Kenntnis und kein Studium vermögen den Mann richtig zu erziehen, wenn er nicht die innere Veranlagung zum autokratischen Herrscher, der mitunter auch Scharfrichter sein muss, besitzt.

[...]

Der Besitzer der Quellen lebte immer in der Stadt, die ziemlich weit von den Quellen entfernt war. Er besuchte die Felder nur zwei- bis dreimal im Monat, immer in Begleitung einer zahlreichen Wache, weil der Weg zu manchen Feldern sehr gefährlich war. Für den Weg rüstete man sich wie für den Krieg, denn er führte durch die Sandwüste, in der es ständig unternehmungslustige Banditen gab, die auf einen unbewaffneten Reisenden warteten. Der Ausflug auf die Felder war für den Besitzer

immer ein gefährliches Unternehmen. Nur wenige fühlten sich dort sicher, es waren diejenigen, die zwischen den Bohrtürmen aufgewachsen waren, für die es draußen keine Geheimnisse gab, die sich stolz zu den Gründern der Ölindustrie rechnen durften, weil sie die Ersten waren, die die Bohrtürme auf dem sandigen Boden entstehen ließen. Zu diesen gehörte auch mein Vater, dem eine Reihe von Ölfeldern Aserbaidschans ihre Entdeckung verdankt. Er war noch nicht siebzehn Jahre alt, als er die damals noch ganz wilden Gegenden bereiste und mit einer feinen Witterung, die auch früher nur wenigen Ölbesitzern zu eigen war, jetzt aber überhaupt nicht mehr vorkommt, die nach Erschließung dürstenden Wüstenstellen zu finden wusste. Einige Sandparzellen, die er seinerzeit für kaum hundert Mark kaufte, waren später viele Millionen Mark wert geworden. solch einen Wertzuwachs hatte auch er nicht erwartet, denn er verkaufte einen großen Teil des neuentdeckten Landes für einen Schleuderpreis. Immerhin galt er für einen der besten Kenner des aserbaidshanischen Öls. Er fühlte sich als einer von wenigen zwischen den wilden Arbeitern und vielleicht nicht weniger wilden Ingenieuren zu Hause. Für ihn war ein Ausflug zu den Türmen mit keinerlei Gefahr verbunden, so dass er sich nicht scheute, auch mich, seinen Sohn, mitzunehmen.

Ich war sechs Jahre alt, als an mir die Öltaufe vollzogen wurde, die andere erst mit zwanzig Jahren auf sich zu nehmen wagten. Die Öltaufe, die sozusagen die Einführung in die herrschende Klasse bedeutete, wurde an jedem neuen Besitzer und an seinen erwachsenen Kindern vorgenommen. Sie bestand darin, dass man aus einem Ölschlauch, der mit einer Spritzeinrichtung versehen war, den neuen Magnaten vor der versammelten Arbeiterschaft und von den Beamten einige Minuten lang ordentlich mit Öl bespritzte, man nannte das den „Goldenen Regen“. Manchmal fiel auch von den Bohrtürmen während der Ölausbeutung ein feiner Ölstaub herab. Jeder war froh, wenn der Staub auch auf seine Kleider kam, denn der „Goldene Regen“ galt als glückbringend, und die Flecken, die er verursachte, wurden nie abgewischt.

Öltürme gestalten das schönste Industriegelände der Welt. Ohne Qualm, ohne die verpestete Luft, die sonst allen Fabriken und Minen der Welt eigen sind.

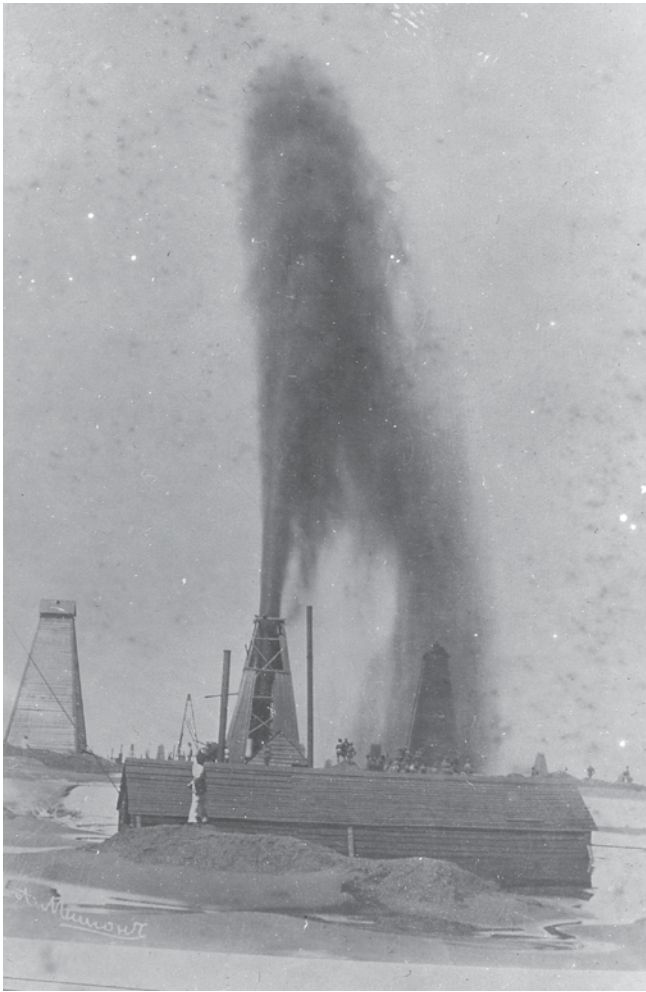




Hunderte von schlanken Türmen, dicht aneinander stehend, erinnern an einen phantastischen Märchenwald. In Aserbaidshan behauptet man, dass die Ölfelder und Ölluft besonders zur Heilung von Lungenkrankheiten geeignet sind. Ein menschenfreundlich gesinnter Ölbesitzer wollte sogar dicht an seinen Türmen ein Sanatorium für Lungenkranke errichten. Ich weiß nicht, ob die Ölluft tatsächlich so gesund ist, behauptete aber, dass der Geruch des Rohöls zum Unterschied von Petroleum, Benzin und Maschinenöl wirklich merkbar erfrischt. Auch die Arbeiter auf den Quellen wussten das und hatten sich das Öl auf eigenartige Weise nutzbar gemacht. Man sammelte den mit Öl stark durchtränkten Lehm, der an den Ölkänen, durch die das Öl geleitet wurde, in Massen vorhanden war, und wusch damit die Hände und Körper tüchtig ab. Dieser Lehm ersetzte auch die Seife, von der natürlich kein Arbeiter etwas wusste.

Die Arbeiter waren Aserbaidshaner, Daghestaner, Perser und Russen, von denen die letzteren allerdings zu der schwersten Arbeit unfähig waren und das unruhigste Element unter den Arbeitern bildeten. Die bes-

ten Arbeiter waren die Orientalen, die allein den indifferenten Fatalismus besaßen, den die Ölarbeit erfordert. Der Unterschied zwischen den Russen und Orientalen war sehr auffällig. Der Russe war lebenslänglich nur ein Arbeiter, der die Öltürme und ihre Besitzer aufs erbitterteste hasste und, wo es nur ging, bekämpfte. Der Orientale dagegen, der direkt vom Lande stammte, fühlte sich auf den Ölfeldern als ein Mann in gehobener Stellung. Die Arbeit auf den Ölfeldern bedeutete für ihn die erste Fühlungnahme mit der europäischen Zivilisation, worauf er sich viel zugute tat. Auch ließ er sich nie auf die Dauer binden; wenn er die europäische Kultur genug genossen hatte, zog er in sein Dorf zurück, wo er dann als erfahrener Weltmann geachtet wurde. Die Daghestaner zum Beispiel kamen nach Baku hauptsächlich, um die aserbaidshansische Sprache zu erlernen. In Daghestan herrscht in sprachlicher Hinsicht völlige Anarchie, fast jedes Dorf spricht eine besondere Sprache keine Dialektsprache, die von niemandem sonst verstanden wird. Deshalb wurde die sehr einfache und leicht erlernbare aserbaidshansische Sprache zur Würde einer internationalen Verkehrssprache erhoben.



Um zu Hause als gebildete Menschen geachtet zu werden, gingen die Daghestaner für ein paar Jahre nach Baku, arbeiteten auf den Ölfeldern und kehrten dann in ihre Berge zurück.

Die Perser und Aserbaidshaner arbeiteten um gut heiraten zu können, das heißt, um sich mit dem gesparten Gelde zu Hause eine hübsche Braut zu kaufen. Sie holten nie ihr Gehalt ab, ließen es im Bureau liegen, und wenn sie es später abhoben, fragten sie noch, wem sie für die Aufbewahrung des Geldes etwas bezahlen müssten. Als richtige, geschulte Arbeiter kamen nur die Russen in Betracht, die aber als Halbeuropäer sich nie an die orientalischen Verhältnisse gewöhnen konnten, die einheimischen Arbeiter verachteten, das doppelte Gehalt für die halbe Arbeit verlangten und ständig mit Streik drohten. Allerdings waren die Lebensbedingungen auf den Ölfeldern Bakus mit nichts in der Welt zu vergleichen. Heute sind diese

Zustände längst vorbei, und doch graut einem noch immer, wenn man an die damalige Lage der Arbeiter denkt. Die Tausende und Abertausende von Arbeitern lebten in feuchten, unbeleuchteten, dunklen, phantastisch schmutzigen Baracken, wo sie zu je drei auf einer schmalen, unbedeckten Holzpritsche schliefen. Außer den Pritschen gab es in den Baracken keine Möbel, und die Pritschen waren so eng aneinandergestellt um an Raum zu sparen, dass manchmal nicht für Durchgänge genügend Platz blieb. Wasser gab es sehr wenig, nur zum Trinken und selbstverständlich keine Seife, so dass sich alles, wie oben geschildert, im Ölschmutz waschen musste. Auch bemühte man sich, das Geld an die russischen Arbeiter nicht in bar zu zahlen, sondern in Naturalien, das heißt, man versorgte sie mit Wasser und Brot und berechnete dies als volles Gehalt. Man rechtfertigte das mit der Behauptung, bares Geld vermindere die Arbeitsfähigkeit der russischen Arbeiter. Obwohl die Arbeit auf den Ölquellen unter der brennenden Sonne kaum leichter war als die Arbeit in den Kohlengruben, dauerte der Arbeitstag ohne Unterbrechung sechzehn Stunden. Das erschien aber einem Teil der Besitzer immer noch als zu wenig.

Dieses Regime war im Grunde ein Zuchthausregime, denn die meisten Besitzer waren sich vollkommen klar über die Art der Gefühle, die sie bei dem christlichen Teil der Arbeiter hervorriefen und ließen deshalb die Arbeitsstätten von einer mohammedanischen Privatschutztruppe, die bis an die Zähne bewaffnet war, bewachen. Die orientalischen Arbeiter waren merkwürdigerweise mit den Arbeitsbedingungen höchst zufrieden. Seife kannten sie auch zu Hause nicht, eine Pritsche war doch besser als der Lehm Boden in den heimischen Hütten, und an die Sonne war man sowieso gewöhnt. Auch fühlte sich der eingeborene Arbeiter auf den Feldern doch heimischer als der Russe, für den der ganze Betrieb nur ein raffiniertes Gefängnis war. Denn das Ölgebiet zu verlassen, die stolze Stadt der Paläste zu besuchen, war auch an den Feiertagen verboten. Die Ölbesitzer legten keinen Wert darauf, dass der Arbeiter die Stadtgrenze überschritt. Eine gut geschulte Wache sorgte dafür, dass die Arbeiter sich nicht in den Stadt blicken ließen. Nur wenn sie entlassen wurden, mussten sie unverzüglich mit Weib und Kindern aus dem

Ölgebiet verschwinden, um in irgendeiner zerfallenen Siedlung in der Nähe der Stadt Unterkunft zu finden, wo ihrem Hungertod gewöhnlich nichts im Wege stand. Der Unterschied zwischen einem Zuchthaus und einem Ölfeld war also nur der, dass im Zuchthaus das Essen wahrscheinlich genießbarer ist.

Ein Ölbesitzer, der jetzt gleich mir den Kurfürstendamm gemütlich auf und ab spaziert, hat früher einmal, als die Arbeiter über ungenügendes Essen klagten, den folgenden wunderbaren Satz geprägt: „Erst wenn ihr mit dem Nabel nach oben liegt und vor Hunger aufschwellt, werdet ihr verstehen, was richtige Arbeit heißt.“ Diesen Satz sagte er zu den Russen, auf aserbaidzschanisch setzte er noch hinzu: „Ihr Mohammedaner musstet wissen, dass ich für euch der wahre Vater bin, dessen Herz täglich euret wegen blutet, wie das Herz des Propheten um den heiligen Hussein von Kerbala.“ Kein Wunder, dass die russischen Arbeiter im Gegensatz zu den Mohammedanern, die mit dem Essen übrigens ganz zufrieden waren, für ihren ‚wahren Vater‘ ganz eigenartige Gefühle übrig hatten.

Zwischen den Ölfeldern und der Stadt lagen verstreut einige kleine Siedlungen, in denen Diebe, Leprakranke, Vagabunden und andere schwer definierbare Leute hausten. Was in diesen Siedlungen vorging, schien niemand zu interessieren, keiner ahnte, dass dort zwischen den feuchten, klebrigen Ruinen unbekannte, verdächtige Leute eine Druckerei angelegt hatten. Dort wurde jede Nacht eine Zeitung gedruckt, die über die Verhältnisse auf den Feldern, über die Lage in Georgien, Daghestan, Persien und Russland oft besser unterrichtet war als die großen Zeitungen in der Stadt. In einem winzigen Loch anders kann man die Wohnung nicht nennen lebte neben der Druckerei der Chefredakteur dieser Zeitung, der dort auch die Mitarbeiter empfing. Die Mitarbeiter wie der Chefredakteur selbst unterschieden sich wenig von den Landstreichern, waren auch zum großen Teil Landstreicher, die aus allen Gegenden des Ostens die nötigen Nachrichten überbrachten. Mit jedem sprach der Chefredakteur in seiner des Mitarbeiters Landessprache, wusste sofort über alles Bescheid und war besonders erfreut, wenn aus Russland durch Landstreicher überbrachte lange, chiffrierte Briefe kamen.



Die Zeitung hieß ‚Der Arbeiter von Baku‘, und ihr Chefredakteur war ein Georgier, ein ehemaliger Priesterschüler, Schustersohn aus Tiflis, der damals erst kürzlich aus dem sibirischen Zuchthaus entflohen war. Er hatte eine niedrige Stirn, gebogene Nase und kleine, böse Augen, die viel Mord und viel Blut gesehen haben. Es war Jossif Dshugaschwili, der berühmte Terrorist, der sich jetzt Stalin nennt.

Nur sehr selten brach auf den Ölfeldern unter den russischen Arbeitern ein Streik aus, wenn es aber dazu kam, so ging es ums Ganze. Meistens fehlte jedoch den Arbeitern der richtige Mut zum Streiken, vielleicht, weil sie auf eine Hilfe von draußen hofften. ❁

[...]

